

Zum Salzburger Schrifttum

Im Berichtsjahr (1999) erschienen folgende periodische Publikationen, die für die Salzburger Landeskunde relevante Beiträge enthalten:

1. SALZFASS, Heimatkundliche Zeitschrift des Historischen Vereins Rupertiwinkel e. V., Laufen, 33. Jahrgang, Hefte 1 und 2 (durchgehende Seitennumerierung; alle Beiträge mit Abbildungen)
Kurt Enzinger, Weinzierl alias Ulrichshögl – Von Winzern, Bauern und Burgherren: S. 1–20
Hans Roth, Die Einritte der neugewählten Salzburger Erzbischöfe in Laufen – Wie die geistlichen Landesherren von der Stadt Besitz ergriffen: S. 21–36
Dieter Goerge, Die Tittmoninger Schiffmeisterfamilie Wilhelmseder und ihr Nasenschild am Gasthaus „Zur Post“: S. 37–48
Heinz Schmidbauer, Die Laufener Kriegerdenkmäler – Mahnung und Erinnerung: S. 49–58
Sieghart Schwedler, Vereinschronik 1998: S. 59–63
Kurt Enzinger, Die Anfänge von Salzburghofen – Zum historischen Kern Freilassings im frühen Mittelalter: S. 69–81
Johann Sallaberger, Waffenlärm und Truppendurchmärsche in und um den Rupertiwinkel zu Beginn der Neuzeit – Teil I: S. 82–108
Elisabeth Weinberger, Die „Reichenhaller Seesaline“ des venezianischen Salzkünstlers Franco de Giusti: S. 109–119
Heinz Schmidbauer, Das Jahrhunderthochwasser 1898: S. 120–135
Hans Roth, Erinnerung an eine verschwundene Kapelle – Die Schmidhuber- oder Köllererkapelle vor dem Laufener Stadttor: S. 136–142
2. SALZBURG ARCHIV, Schriftenreihe des Vereines „Freunde der Salzburger Geschichte“, Band 26
Wilfried Schaber, Neue Funde am Waagplatz. Das Gebäude des Stadtgerichts im 12. und 13. Jahrhundert (mit einem Exkurs zum sogenannten Romanischen Keller): S. 7–18
Wilfried K. Kovacovics, Archäologische Untersuchungen 1997 und 1998 in der Stadt Salzburg: S. 19–38
Adolf Hahml, Der Werkvertrag Wolf Wiesingers zur Erbauung des Kirchturms von Obertrum: S. 39–46
Adolf Hahml, Ist der Verlust des mittelalterlichen Müllner Kirchenschatzes eine Folge des Bauernkrieges 1525/26?: S. 47–52
Norbert Schindler, Skandal in der Kirche oder: Die Strategien der kleinstädtischen Ehrbarkeit im ausgehenden 17. Jahrhundert: S. 53–110
Ulrike Huber und *Helene M. Kastinger Riley*, „Gottes Brunnlein hat Wasser die Fülle“. Ein Abriß der Geschichte der nach Ebenezer im amerikanischen Georgia ausgewanderten Salzburger: S. 111–162
Peter Putzer, „... eine Probe von einem Salzburgischen Idiotikon“ aus 1784: S. 163–174
Alfred Stefan Weiß, Das Reichsfürstentum Salzburg in Reisebeschreibungen und Topographien aus der Zeit um 1800: S. 175–200
Horst Erwin Reischenböck, Musikalische Romantik in Salzburg: S. 201–216
Tanja Koller, Die kirchliche Schulaufsicht in Salzburg nach 1868: S. 217–238
Fritz Gruber, Die Gasteiner Badekur zur Kaiserzeit: S. 239–254
Barbara Scheiblin, Sisi in Salzburg. Das Kaiserin-Elisabeth-Denkmal von Edmund Hellmer: S. 255–278
Margarete Lindenau, Hilde Heger (1899–1998). Leben und Werk: S. 279–334

Friederike Zaisberger, *Geschichte Salzburgs (Geschichte der österreichischen Bundesländer*, hg. von Johann Rainer), Verlag für Geschichte und Politik Wien/R. Oldenbourg-Verlag München 1998, 376 Seiten, 36 Abbildungen, 2 Karten.

Das Erscheinen des Salzburg-Bandes in der traditionsreichen Reihe der „Geschichte der österreichischen Bundesländer“ wurde seit Jahren mit Spannung erwartet. Nimmt man den Band zur Hand, so ist man zunächst vom gefälligen Äußeren, vom handlichen Format und von der Fülle an wichtigen Informationen beeindruckt. Die Verfasserin war zweifellos bemüht, möglichst viel von ihrem großen Wissen im Bereich der Landesgeschichte einzubringen und sich durch eine eigenständige Gliederung des Stoffes und einen pointierten Stil von den bisherigen Darstellungen der Salzburger Landesgeschichte abzuheben. Gleichzeitig versucht sie auch, möglichst viel an neuen Hypothesen in das Werk einzubringen. Dies erscheint deshalb problematisch, weil eine derart komprimierte Form der Darstellung sich nicht auf Einzelnachweise stützen kann, und ein breiter Kreis von Lesern zwangsläufig Vieles für bare Münze nimmt, was völlig unbeweisbar, ja sehr häufig sofort widerlegbar ist. Diese Gefahr soll anhand einiger Beispiele verdeutlicht werden.

Der Wiener Historiker Herwig Wolfram veröffentlichte 1995 das Buch „Salzburg, Bayern, Österreich“, in dem er eine ebenso profunde wie detaillierte Darstellung der Frühgeschichte Salzburgs bot und besonders auf die wichtigste Quelle, die „Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantanen“ (*Conversio*) einging. Diese Bekehrungsgeschichte, die als Rechtfertigungsschrift der Salzburger Kirche im Streit mit dem Slawenlehrer Method 870 beim Prozess in Regensburg (Zaisberger spricht von einer „Salzburger Synode“) König Ludwig dem Deutschen vorgelegt wurde, entstand nach Meinung von Zaisberger erst „um 873“. Zaisberger zitiert das Buch zwar in ihrer Bibliografie, kommt aber zu ganz anderen „Ergebnissen“, die Herwig Wolfram wohl ebenso überrascht haben werden wie jeden anderen Kenner der Frühgeschichte Salzburgs. Als Zeit der Ankunft des hl. Rupert in Salzburg wird entweder das Jahr 705 oder 715, in der abschließenden Zeittafel dann 710 vorgeschlagen, ohne dafür eine plausible Erklärung zu geben (S. 22). Auf der nächsten Seite zitiert die Verfasserin dann aber jene langobardischen Quellen, aus denen eindeutig hervorgeht, dass Rupert um oder vor 700 nach Salzburg gekommen sein muss. Diese Zusammenhänge sind ihr offenbar nicht bewusst geworden, obwohl 1996 ein umfangreicher Band über den hl. Rupert erschien, der auch alle relevanten Quellen in lateinischer und deutscher Sprache brachte. Mit Staunen liest man, dass Rupert in Salzburg bereits eine Peterskirche vorfand (S. 26), während seine Lebensbeschreibung ausdrücklich vom Bau dieser Peterskirche durch den Heiligen berichtet.

Dem Kauf von Piding durch den hl. Rupert, der bisweilen als Topos im Sinne einer Heilenvita beurteilt wurde, schreibt die Verfasserin auch die Entstehung des deutschen Namens *Salzpurch* zu; wozu der Germanist Ingo Reiffenstein vor wenigen Jahren diesem Namen einen grundlegenden Aufsatz gewidmet hat, scheint fraglich. Ebenso sorglos ist der Umgang mit der Namenkunde bei den bayerischen Gauen, die angeblich alle nach ihren Hauptgewässern benannt wurden. Dass der dort aufgezählte Chiemgau bei seiner ersten Nennung als *Chimingaoe* bzw. *Chimincouue* erscheint, weil er nach dem zentralen Ort Chieming benannt wurde und damit eine Parallele zum Salzburggau darstellt, ist den Namenkundlern längst bekannt.

Dass Rupert nicht heilig gesprochen wurde, ist richtig, weil es zu dieser Zeit noch keine Kanonisationsprozesse gab. Mit der Aufnahme in den Heiligenkalender der römischen Kirche erfolgte aber die Anerkennung seines Kultes, wodurch er – ebenso wie die hl. Erintrudis – zu den offiziell anerkannten Heiligen der katholischen Kirche zählt. Der 24. September, der als „Herbstruperti“ den Salzburger Landesfeiertag bildet, war nicht der Geburtstag des Salzburger Gründerheiligen, sondern der Tag der Überführung seiner Reliquien von Worms nach Salzburg. Wäre tatsächlich schon unter Erzbischof Odalbert 925 erstmals die Dult zu Herbstruperti abgehalten worden, dann hätten Herr KR Erwin Markl und die Wiederbegründer der Salzburger Dult dieses Datum – von dem allerdings keine einzige Quelle berichtet – glatt übersehen.

Wie Herwig Wolfram wiederholt herausgestellt hat und auch im Sammelband über den hl. Virgil zu lesen ist, wurde dieser 746/47 zum Abt von Salzburg bestellt und am 15. Juni 749 zum Bischof geweiht. Bei Zaisberger hingegen übernimmt Virgil bereits 745 die Leitung der Salzburger Kirche und wird 755 zum Bischof „eingesetzt“, obwohl dieses Datum seit 17 Jahren eindeutig widerlegt ist. In der abschließenden Bischofsliste erscheint Virgil hingegen bis 767 als „Administrator“. Die Anlage des Verbrüderungsbuches durch Virgil wird in das Jahr 774 (statt 784)

gesetzt (S. 303), und für das Domkapitel zog Virgil nicht Kanoniker, sondern „nach der Benediktinerregel lebende Mönche“ heran (S. 146). Mit den Klöstern wird überhaupt recht großzügig umgegangen, wie die Einreihung der Zisterzienserabtei Raitenhaslach unter die Augustiner-Chorherrenstifte zeigt (S. 150). Dass die Heiligensprechung Virgils nicht Papst Gregor IX., sondern Papst Gregor IV. zugesprochen wird, ist ein bedauerlicher Druckfehler, wirkt aber doch irritierend. Obwohl bereits Heinrich Fichtenau mit Nachdruck darauf hingewiesen hatte, dass das älteste Salzburger Güterverzeichnis eine Sammelnote darstellt und deshalb *Notitia Arnonis* heißt, und Fritz Lošek vor einem Jahrzehnt eine Neuedition unter dieser Bezeichnung vorlegte, ja sogar der Verfasser des Güterverzeichnisses, der Diakon Benedikt, am Ende ausdrücklich festhielt, er habe diese *notitia* im Auftrag des Bischofs Arn zusammengestellt, spricht Zaisberger weiterhin vom *indiculus Arnonis* (S. 28).

Merkwürdige Ansichten hat die Verfasserin auch von der frühen Sozial- und Verfassungsgeschichte. So werden die berühmten *genealogiae*, denen das bayerische Stammesrecht ausdrücklich fürstlichen Rang zuschreibt, einfach als „Knechte des Herzogs“ bezeichnet (S. 26). Dass der Begriff „Gaugrafen“ auf eine Fehlinterpretation der älteren Forschung zurückgeht und die spätantik-frühmittelalterlichen Gaue mit den Grafschaften der Karolingerzeit in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen, wird ignoriert. Die Ausführungen zum Adel, etwa zu den Herren von Gutrat oder den Herren von Zaisberg-Itzling-Seekirchen sind so phantasievoll, dass es nicht zielführend erscheint, darauf näher einzugehen. Die Ergebnisse von John B. Freed in Illinois, der dazu ein grundlegendes Buch geschrieben und wiederholt in diesen Mitteilungen publiziert hat, werden überhaupt nicht erwähnt. Ganz eigenartige Vorstellungen verbindet die Verfasserin mit der Sippe der Sighardinger, die im Hochmittelalter Vögte des Erzbistums Salzburgs und Grafen im Salzburggau waren. Nach ihrer Meinung stellten sie „auch die Herzoge, Grafen und Patriarchen in Friaul“. Dass es zumindest seit dem Sturz des Markgrafen Balderich 828 gar kein Herzogtum Friaul, sondern nur eine Grafschaft gab, dass die herzogliche Gewalt 1077 dem Patriarchen von Aquileia verliehen wurde und die Sighardinger keinen Grafen von Friaul und nur einen einzigen Patriarchen stellten, ist allerdings mit dieser Behauptung nur schwer in Einklang zu bringen. Die angeblich so weit reichenden Rechte der Sighardinger in Friaul gehen in erster Linie auf das tendenziöse „Landbuch von Österreich und Steier“ zurück, das die Habsburger zur Rechtfertigung der babenbergischen Besitzerwerbungen anfertigen ließen. Der Dompropst Christoph Ebran von Wildenberg wird stets als Christoph Ebron bezeichnet, Erzbischof Friedrich V. hingegen als Graf von „Schaumburg“, obwohl über die bedeutenden Grafen von Schaumberg (bei Eferding in Oberösterreich) eine Fülle neuerer Publikationen vorliegt. Da es nicht nur in Nord-, sondern auch in Süddeutschland Adelsgeschlechter gab, die sich „von Schaumburg“ nannten, ist dieser Fehler wirklich irreführend.

Geradezu verblüffende Neuigkeiten erfährt der Leser über die Stadt Salzburg und ihr Wahrzeichen, die Feste Hohensalzburg. Diese war nämlich kein Bauwerk der Salzburger Erzbischöfe, sondern ein „Reichslehen“, das sich bis zum Jahr 1106 in der Hand einer kaiserlichen Besatzung befand. Burgen und Befestigungsanlagen konnten nämlich vor 1200 „ausschließlich von Grafen und deren Dienstmansschaften erbaut und besetzt werden“. Offenbar haben sich die Biografen der Erzbischöfe Gebhard und Konrad I. ihre detaillierten Nachrichten über den Bau der Festen Hohensalzburg, Hohenwerfen und Friesach sowie der Burgen in Leibnitz, Pettau und Reichenburg aus den Fingern gezogen. Warum aber dann, in völligem Widerspruch zu dieser Behauptung, in der abschließenden Zeittafel zum Jahr 1077 die Bautätigkeit von Erzbischof Gebhard bei den Burgen Hohensalzburg, Hohenwerfen und Petersberg in Friesach angeführt wird, bleibt unerfindlich. Wilfried Kovacovics hat während seiner mehrjährigen Grabungskampagne auf Hohensalzburg deutlich zeigen können, dass unter Erzbischof Gebhard nicht ein provisorischer Holzbau errichtet wurde, sondern sich bis heute das solide Mauerwerk aus dieser Zeit ganz deutlich nachweisen und von der folgenden Bauphase unter Erzbischof Konrad I. absetzen lässt. Diese Ergebnisse wurden zwar laufend publiziert, von der Verfasserin aber ignoriert. Wenige Seiten später stellt man mit Überraschung fest, dass es in der Stadt Salzburg drei Burgen gab, nämlich die bayerische „Herzogsburg“ bei St. Michael, die Hohensalzburg und die Burg auf dem Imberg, die bis zum Ende des 12. Jahrhunderts von bayerischen Burggrafen kontrolliert wurden (S. 43). Die Feste auf dem Imberg soll an Größe und Bedeutung Hohensalzburg bei weitem übertroffen haben. Auf derselben Seite erfährt man auch, dass „die Burg auf dem

Bürgelstein ... der vergebliche Versuch der Stadt Salzburg [war], eine eigene Wehranlage gegen den Erzbischof aufzurichten“.

Die Befestigung der Stadt Salzburg wird in die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt, jene des Stadtteils am rechten Flussufer erst zu 1278. Damit nimmt Zaisberger Bezug auf eine Urkunde Erzbischof Friedrichs II., in der dieser aber ausdrücklich von der „Wiederherstellung und Verstärkung“ der Befestigungsanlagen jenseits der Brücke spricht. Archäologische Untersuchungen und die bauhistorischen Forschungen von Wilfried Schaber haben bereits vor einigen Jahren Stadtmauern im Bereich der Goldgasse aufgedeckt, die offenbar Stadtviertel voneinander trennten und eine deutliche Brandschicht zeigen. Sie gehen also vor den Stadtbrand des Jahres 1167 zurück und sprechen – so wie viele weitere Indizien – für eine erste Ummauerung der Stadt unter Erzbischof Konrad I. (1106–1147). In der 1996 erschienenen „Geschichte der Stadt Salzburg“ wurde dieser Befund ausführlich dargelegt, aber von der Verfasserin, die dieses Buch gar nicht in ihrem Literaturverzeichnis ausweist, offenbar ignoriert. (Mittlerweile sind diese ältesten Stadtmauern weiter erforscht und im „Historischen Atlas der Stadt Salzburg“ umfassend dokumentiert worden.)

Über die Entstehung des Landes Salzburg legt die Verfasserin erneut sehr eigenwillige Ansichten dar. Berief sie sich vor einigen Jahren noch auf eine Burghutreviers, in dem die Verleihung der Burghut zu „Salzburger Recht“ erfolgte, und sah damit das Land als gegeben an, so tritt sie nun für das Jahr 1292 als jenen Zeitpunkt ein, seit dem vom „Land Salzburg“ gesprochen werden kann (S. 36). Angeblich habe damals König Adolf von Nassau die volle Gerichtshoheit an das eben entstandene geistliche Fürstentum verliehen. Sieht man sich jedoch die Quellenlage an, so findet man unter König Adolf nur die Verleihung der Regalien in der seit langem üblichen Form. Rudolf von Habsburg hingegen hat bereits 1278 dem Erzbischof Friedrich II. von Walchen ausdrücklich die volle und uneingeschränkte Gerichtshoheit in seinen „Herrschaftsgebieten und Territorien“ bestätigt. Warum trotzdem die Urkunde Adolfs von Nassau herangezogen wird, die darüber viel weniger aussagt, bleibt unerklärlich. Die Verfasserin behauptet auch neuerlich, dass erst mit Erzbischof Eberhard II., der 1213 und ab 1218 ständig von der Reichskanzlei mit dem Titel „Fürst und Erzbischof“ ausgezeichnet wurde, Salzburg als geistliches Fürstentum galt. Da seit etlichen Jahren die „Admonter Briefsammlung“ in einer Neuedition vorliegt, kann sich jeder kritische Leser davon überzeugen, dass bereits Friedrich Barbarossa den Salzburger Erzbischof Eberhard I. (1147–1164) mehrfach als Fürsten titulierte, ja ihn sogar als „unseren hervorragendsten und teuersten Fürsten“ ansprach (MGH, Die Briefe der dt. Kaiserzeit VI, Nr. 46 und 55); auch Erzbischof Konrad III. von Wittelsbach (1177–1183) bezeichnete der Kaiser als Reichsfürst (MGH DF I 732: ... *clarum imperii principem* ...).

Auch sonst sind die Widersprüche in diesem Abschnitt über die Landwerdung eklatant. Einerseits kommt deutlich heraus, dass die Erzbischöfe noch bis 1340 stets von ihrem „Gebiet“, von ihren „Grafschaften, Gerichten und Vogteien“, von ihren „Herrschaften und Territorien“ oder von ihrem „Gotteshaus“ sprachen und erst 1342 Erzbischof Heinrich von Pirnbrunn in der Bergordnung für Gastein und Rauris eindeutig das „Land“ nennt. Andererseits soll dieses Land bereits 1292 entstanden sein. Folgt man Zaisberger, so vermieden es die Erzbischöfe nur deshalb peinlich, von einem Land zu sprechen, um spätere Generationen damit zu täuschen. Seit dem Erscheinen von Otto Brunners berühmten Werk „Land und Herrschaft“, das Max Weltin erneut zu Ehren gebracht hat, sind mehr als sechs Jahrzehnte vergangen. Dieser Zeitraum war offenbar zu kurz, um Brunners richtungweisende Ideen zu rezipieren.

Franz Zillner hatte in seiner Stadtgeschichte vor über einem Jahrhundert behauptet, dass bereits 1260 erstmals ein Konsul genannt werde. Diese Behauptung wurde schon von Josef Klems Stadler in seinen Studien zur Rechtsgeschichte der Stadt Salzburg vor vielen Jahrzehnten widerlegt, aber bei Zaisberger kommt sie erneut zu Ehren, obwohl es dafür keinen Nachweis gibt. Der Sühnebrief des Jahres 1287 diente nach Meinung der Verfasserin nur der Schlichtung des Streites zwischen armen und reichen Bürgern, über deren Identität als „alteingesessene“ und „zugewanderte Neureiche“ der Leser allerdings nichts erfährt. Dass die zweite Hälfte der Urkunde ein in zehn Artikeln gegliedertes Stadtrecht enthält, das in Salzburg und allen anderen erzbischöflichen Städten und Märkten Geltung haben sollte und in gleichlautender Form 1289 auch an Radstadt verliehen wurde, ist der Verfasserin offenbar trotz der 1987 veröffentlichten Festschrift zum Stadtrechtsjubiläum entgangen. Sie verweist nämlich darauf, dass erst 1368 ein Stadtrecht aufgezeichnet wurde (S. 138).

Leider setzen sich derartige Fehler auch in der Darstellung des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit fort. So wird zunächst behauptet, Erzbischof Leonhard habe Mondsee, Pettau und Gmünd von Kaiser Maximilian im Pfandwege bis 1506 zurückerworben (S. 68), hingegen später festgestellt, dass Maximilian 1511 Pettau an Salzburg verpfändete. Tatsächlich verkaufte Maximilian Gmünd im Jahr 1502 und Pettau 1511 jeweils mit dem Vorbehalt des Rückkaufrechtes an Erzbischof Leonhard von Keutschach. Der Verkauf des Vizedomantes Leibnitz 1595 durch Erzbischof Wolf Dietrich erfolgte nicht an das Bistum Seckau (S. 132), sondern vor allem an steirische Adelige. Bischof Martin Brenner von Seckau erhielt die Herrschaft Leibnitz mit den Burgen und dem Landgericht sowie Streubesitz in der Steiermark geschenkt. Erzbischof Eberhard I. war 1162 nicht „Legatus a latere“ für Deutschland, da diese Würde nur Kardinälen vorbehalten blieb, sondern „Legatus specialis“. Die Meinung, Kardinal Matthäus Lang habe bereits 1521 den Titel „Primas Germaniae“ geführt, wurde von Thomas Willich in seiner gründlichen Arbeit über den Rangstreit zwischen Habsburg, Salzburg und Magdeburg, die 1994 in dieser Zeitschrift erschien, widerlegt.

Im Gegensatz zu vielen anderen vergleichbaren Werken zur Landesgeschichte widmet die Autorin der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts mit 43 Seiten verhältnismäßig wenig Raum, wovon fast zehn Prozent das Thema Salzburger Wald, Jagd und Fischerei betreffen. Das Problem der Komprimierung von historischen Informationen ist bekannt. Manches wird dabei weggelassen werden. Nicht fehlen sollten in einer Salzburger Geschichte allerdings z. B. die Erwähnung des Kulturkampfes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um die Wiedererrichtung der Salzburger Universität oder die neuen kulturellen Strömungen ab 1968. Andererseits ist die Darstellung dieser Zeit mit vielen detaillierten Daten angereichert, die zum Teil sonst schwer zu finden sind. Leider haben sich dabei zahlreiche Fehler eingeschlichen.

Die Naturwissenschaftliche Fakultät wurde nicht von Roland Rainer (S. 211), sondern von Wilhelm Holzbauer geplant (wie auf S. 216 richtig angeführt). Dass letzterem die Planung der Polizeidirektion zugeordnet wird, mag ihn wohl kaum zu erfreuen. Das „Salzburger Volksblatt“ wurde 1870 und 1871 gegründet (S. 225); die „Zahnradbahn“ auf die Festung (S. 267) war immer eine Drahtseilbahn; der Obus wurde in der Stadt nicht 1942, sondern 1940 eingeführt (S. 267); die Salzburger Postdirektion befindet sich schon seit einiger Zeit nicht mehr in Linz (S. 252); der erste Schauflug mit einem Flugzeug fand nicht 1912, sondern 1910 statt (S. 271); die Kronen-Währung endete nicht mit dem Zusammenbruch der Donaumonarchie, sondern erst 1925 (S. 273); Robert Jungk war nicht Präsidentschaftskandidat der „Vereinigten Grünen“ (S. 287); Wilfried Haslauer zog sich nicht krankheitsshalber aus der Politik zurück, sondern wegen der herben Verluste bei der Landtagswahl 1989; Hans Katschthaler wurde nicht am 13. Oktober 1989, sondern am 3. Mai 1989 zum Landeshauptmann gewählt (S. 290); der Euro wird den Schilling erst am 1. 1. 2002 als Zahlungsmittel ablösen (S. 292); die Republik Deutsch-Österreich wurde 1918 und nicht 1919 ausgerufen (S. 296). Inhaltlich kann man mit der Autorin nicht immer einer Meinung sein, wenn sie etwa von der in Salzburg bis 1933 praktizierten Konsenspolitik der Parteien spricht (S. 277) oder dass die Landesregierung am 23. Mai 1945 „unter der Patronanz“ der US-amerikanischen Besatzungsmacht die Arbeit aufgenommen habe. (S. 282). Letzteres wird von den damaligen Akteuren mit Sicherheit anders empfunden worden sein.

Abgesehen von Fehlern und Irrtümern macht sich auch der sprunghafte Stil der Verfasserin unangenehm bemerkbar. Sätze werden bisweilen derart verkürzt, dass sie einen irreführenden Sinn erhalten. So wird auf S. 36 zunächst von der Münzprägung in Salzburg und dann von der Prägung der Friesacher Pfennige gesprochen. Der Satz „Die älteste erhaltene Münze eines Salzburger Erzbischofs stammt von Eberhard I.“ erregt zunächst Widerspruch, da bereits von Erzbischof Hartwig (991–1023) Pfennige erhalten sind. Tatsächlich ist die Prägung von Friesacher Pfennigen gemeint, was aber für den Leser nicht ersichtlich wird. Dass Pfund Pfennige keine „Rechnungsmünzen“ sondern „Rechnungseinheiten“ waren – sie wurden ja nie als Münzen geprägt –, ist ebenso richtigzustellen wie die angebliche Umstellung von der Natural- zur Geldwirtschaft im 16. Jahrhundert. Schließlich waren den Bauern schon seit dem 12. Jahrhundert ausdrücklich Geldabgaben vorgeschrieben. Der von Erzbischof Leonhard von Keutschach geprägte Rübentaler diente nicht der Anpassung des Münzumschlages (S. 68), sondern war eine repräsentative Schaumünze. Der Pfennig war nicht die einzige Münze, die während des Mittelalters in Salzburg geprägt wurde, es gab auch Hälblinge und sogar Goldmünzen. Fakten dazu sind im Sammelband

„1000 Jahre Salzburger Münzrecht“ übersichtlich aufbereitet, dem die Verfasserin leider ebenfalls keine Beachtung schenkte. Störend wirken auch die ständig auftretenden Zeitsprünge. So werden etwa beim Mittelalter der Adel, die Burgen, Ansitze und Befestigungen vorgestellt, aber von S. 44 bis 48 nur noch die Entwicklung in der Neuzeit behandelt. Dafür wird man dann im Abschnitt über die Neuzeit plötzlich mit einer Darstellung der Frühgeschichte der Städte konfrontiert. Natürlich kann es anregend sein, wenn die Verfasserin häufig extemporiert. Hier wird aber – zumal sich das Buch an einen möglichst breiten Leserkreis wendet – der Leser überfordert.

Die Darstellung gewinnt vor allem dort an Dichte und Intensität, wo die Verfasserin aus eigenen Arbeiten und von ihr gestalteten Ausstellungen schöpft. Als Beispiele sind die Kapitel über die Landvermessung, die Protestantenemigration und die Kardinalserhebungen von Salzburger Erzbischöfen zu nennen. Während aber die Kardinalserhebungen allein fünf Seiten beanspruchen (S. 102–108), werden die Eigenbistümer Gurk, Seckau und Lavant mit wenigen Sätzen abgetan, und dem System der Land- und Pfliegergerichte als Rückgrat der Verwaltung wird gerade eine halbe Seite gewidmet (S. 127). Was der Unterschied zwischen Landgerichten und Pfliegergerichten war und die umfassenden Aufgaben des Pfliegers werden für den Leser ebensowenig deutlich wie die Scheidung von Hoch- und Niedergerichtsbarkeit. Das Gleichgewicht der Darstellung leidet unter dieser oft sehr willkürlichen Aufteilung.

Die Verlagsredaktion hat leider nicht immer genau gearbeitet. Bisweilen fehlen im Text einzelne Worte oder ganze Zeilen (S. 283 oder 290). Auch falsche Abteilungen wirken manchmal sinnstörend, z. B. Aldalbert II. (S. 52). Die Schreibweisen sind – zum Teil innerhalb weniger Seiten – uneinheitlich: „Kreisstiftungsadministration“ (S. 232) bzw. „Kreis-Stiftungs-Administration“ (S. 233). Der letzte Bischof von Chiemsee wird einmal Sigmund Christoph Graf von Zeil-Trauchburg (S. 111), später Christoph Sigmund Graf Zeil-Trauchburg (S. 230) genannt. Auch das Register ist ungenau und unvollständig. Die Bibliografie listet zwar Gesamtdarstellungen und Ausstellungskataloge auf, beruft sich aber für die Zeit vor 1990 auf ältere Zusammenstellungen. In der folgenden Auswahl werden oft winzigste Aufsätze von zwei bis drei Seiten zitiert, während wichtige Bücher fehlen, wie z. B. die Sammelbände „Weltbühne und Naturkulisse. Zwei Jahrhunderte Salzburg-Tourismus“ (1994), „Volkskunde und Brauchtumpflege im Nationalsozialismus in Salzburg“ (1995/96) und „Befreit und besetzt. Stadt Salzburg 1945–1955“ (1996) sowie Monografien von R. Hoffmann, „Erzherzog Franz Ferdinand und der Fortschritt. Altstadterhaltung und bürgerlicher Modernisierungswille in Salzburg“ (1994), R. Klieber, „Politischer Katholizismus in der Provinz. Salzburgs Christlichsoziale in der Parteienlandschaft Alt-Österreichs“ (1994), P. Schernthaner, „Andreas Rohrer. Erzbischof von Salzburg im Dritten Reich“ (1994) und G. Vasold „Das Itinerar Erzbischof Konrad IV. von Salzburg (1291–1312)“ (1996).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass hier eine große Chance nicht entsprechend genützt wurde. Die „Geschichte Oberösterreichs“, die Siegfried Haider in dieser Reihe veröffentlichte, ist bis heute die beste Darstellung der oberösterreichischen Landesgeschichte. Aber auch andere Bände, wie jener von Josef Riedmann über Tirol oder von Peter Csendes über Wien sind längst zu Standardwerken geworden. Diesem Anspruch wird die Geschichte Salzburgs von Friederike Zaisberger leider nicht gerecht. Man kann der Autorin zwar nicht absprechen, dass sie mit großem Engagement ans Werk gegangen ist und wirklich eine neue Form der Darstellung versucht hat. Die zahlreichen Fehler und Irrtümer im Einzelnen und die oft als gesichert hingestellten eigenwilligen Hypothesen müssen aber ebenso wie die willkürliche Gewichtung des Stoffes jeden kritischen Leser irritieren und vermitteln dem breiten Publikum ein in wesentlichen Details nicht korrektes Bild der Salzburger Landesgeschichte.

Heinz Dopsch, Peter F. Kramml, Erich Marx

Heinz Dopsch, Karl Brunner und Maximilian Weltin, Österreichische Geschichte 1122–1278. Die Länder und das Reich – Der Ostalpenraum im Hochmittelalter. Verlag Carl Ueberreuter, Wien 1999. 620 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

In der vom Wiener Historiker Herwig Wolfram auf zehn Bände angelegten und herausgegebenen Reihe „Österreichische Geschichte“ sind bisher zwischen Herbst 1994 und Frühjahr 1997 sechs Bände erschienen, die sich durch ihre solide wissenschaftliche Arbeit und durch eine gedie-

gene Ausstattung einen festen Platz nicht nur in historischen Fachkreisen gesichert haben. Nun liegt nach einer längeren Pause der umfangreiche Band über das Hochmittelalter vor, bei dem erstmals vom bisherigen Usus eines einzigen Verfassers und damit für den Inhalt allein Verantwortlichen abgegangen wurde. Wenn auch auf dem Einband nur Heinz Dopsch genannt wird, den als vergleichenden Landeshistoriker und Verfasser zahlreicher Publikationen hier gesondert vorzustellen wirklich Fleißaufgabe wäre, so verzeichnet das Impressum zwei weitere Autoren: Karl Brunner und Maximilian Weltin, beide Wiener Historiker an der Universität bzw. am Niederösterreichischen Landesarchiv in St. Pölten. Alle drei Autoren sind im übrigen Mitglieder des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, wie der Herausgeber im Vorwort nicht ohne Stolz unterstreichen zu müssen glaubte.

Wenn auch aus dem sehr detaillierten Inhaltsverzeichnis die genauen Anteile der Autorenschaft nicht auf den ersten Blick ersichtlich sind, dürfte man in der Annahme nicht fehlgehen, daß naturgemäß der größte Anteil des Bandes von Dopsch stammt, während Brunner als derzeitiger Direktor des Akademie-Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Krems die kulturgeschichtliche Einleitung unter dem Titel „Vielfalt und Wende – Kultur und Gesellschaft im Hochmittelalter“ (S. 21–115) übernommen hat und dabei einen weiten Bogen von der im Aufbruch befindlichen Gesellschaft über den Anteil der Kirche daran bis zur Literatur, zur Musik und zum Theater sowie zu alltagskulturgeschichtlichen Phänomenen spannt. Weltin als bestem Kenner der donauösterreichischen Landwerdung wird vom Herausgeber das große Verdienst zugeschrieben, die lange unterbrochene Rezeption von Otto Brunners bahnbrechendem Werk „Land und Herrschaft“ wieder aufgenommen zu haben. So schildert Weltin die österreichischen Verhältnisse unter dem Titel „Landesfürst und Adel“ (S. 209–261) und mit der Darstellung des Kampfes um das westungarische Grenzgebiet einen wichtigen Abschnitt der Geschichte des heutigen Burgenlandes (S. 262–269), wobei Karten und genealogische Tafeln den Text vorbildlich illustrieren.

Den Hauptteil der Arbeit verantwortet Heinz Dopsch, der sich vorerst dem Ostalpenraum im Reich der Staufer zuwendet (S. 117 ff.), wobei wichtige Abschnitte der politischen Neuordnung unter Friedrich Barbarossa, der staufischen Endzeit unter Friedrich II. und der der Babenberger unter Friedrich dem Streitbaren gelten. In diesem Teil ist für uns natürlich die Schilderung der Salzburger „Geschichte des Unheils“ besonders interessant, jener 1166 über das Erzstift verhängten Reichsacht und dem daraus resultierenden verheerenden Brand Salzburgs vom 5. April 1167, der den Grafen von Plain zugeschrieben wurde (S. 144 ff.). Sehr ausführlich und wie gewohnt äußerst sachkundig behandelt Dopsch die Entwicklung der Steiermark unter den Otakaren und seit 1192 unter den Babenbergern, den Kampf um die Kärntner Landeseinheit mit einem kurzen Verweis auf die Salzburger Eigenbistümer Gurk und Lavant (S. 321–324). Schließlich beschreibt Dopsch noch den Weg von den Hochstiften Trient und Brixen zum Land Tirol sowie die „Vorlande“ zwischen Arlberg und Bodensee unter dem Titel „Die unvollendete Landesbildung der Grafen von Montfort“ und abschließend die für die weitere Entwicklung Österreichs so bedeutungsvolle Epoche Premysl Otakars II. mit den Interventionen in Salzburg und Bayern (S. 451 ff.) und mit dem Weg zur Königswahl Rudolfs von Habsburg im Jahre 1273.

Einen verhältnismäßig breiten Raum widmet Heinz Dopsch der Landesbildung im Erzstift Salzburg, den Herrschaften und Territorien der Erzbischöfe (S. 344–375). Ausgehend von der Frühzeit unter Erzbischof Arn werden die Königsschenkungen, kirchliche Immunität und Vogtei, die Waldschenkungen und die Rodungsgebiete, die Charakteristik der Salzburger Kirche als Personenverband, die Burgen als Zentren der Herrschaft und Verwaltung, die bauliche Entwicklung der Residenzstadt Salzburg, ein weiteres Mal und ausführlicher der Kampf der Erzbischöfe mit Kaiser Friedrich Barbarossa, der blühende Wiederaufbau nach dem Frieden von Venedig im Jahre 1177, die Persönlichkeit Erzbischof Eberhards II. am Beginn des 13. Jahrhunderts, der Konnex zwischen Salzproduktion und Städtepolitik, die bürgerkriegsähnlichen Zustände bis hin zu Erzbischof Friedrich II. von Walchen – notwendigerweise oft nur skizzenhaft – beleuchtet. Dies gilt auch für die Schilderung des Werdens des Landes Salzburg und für die Grundzüge der erzbischöflichen Verwaltung, war aber im Rahmen einer österreichischen Geschichte eben nicht breiter darzustellen.

Äußerst hilfreich vor allem für den mit den Salzburger Verhältnissen nicht vertrauten Leser sind nicht nur die sorgfältig ausgewählten Illustrationen, sondern vor allem das Kartenmaterial,

das beim Salzburg-Beitrag von Dopsch etwa die Waldschenkungen und Rodungsgebiete als Grundlage der erzbischöflichen Herrschaftsbildungen (S. 347) und die vorzügliche Übersichtskarte über die Entstehung des Landes Salzburg (S. 365) betrifft. Lobenswert auch der Anhang mit einer übersichtlichen Zeittafel, dem Anmerkungsapparat, einem sehr ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis, das einen guten Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand bietet, sowie ein ausführliches Orts- und Personenregister.

Heinz Dopsch und seinen beiden Ko-Autoren, Karl Brunner und Maximilian Weltin, ist für die gelungene Gestaltung dieses neuesten Bandes zur österreichischen Geschichte ebenso zu gratulieren wie dem Herausgeber Herwig Wolfram. Es bleibt zu hoffen, daß auch die letzten Bände der Reihe in gleicher Qualität und termingerecht erscheinen werden.

Reinhard R. Heinisch

Historischer Atlas der Stadt Salzburg, herausgegeben von der *Landeshauptstadt Salzburg* und der *Landesinnung der Baugewerbe Salzburg*. Gesamtleitung: Peter F. Kramml, Erich Marx und Thomas Weidenholzer, Salzburg 1999 (= Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg, Nr. 11).

Allein vom Titel her tauchen Reminiszzenzen an den 1955 im Auftrag der Salzburger Landesregierung von Egon Lendl herausgegebenen Salzburg-Atlas auf, aber eben nur vom Titel her. Der nun vorliegende Historische Atlas der Stadt Salzburg ist von der Konzeption und von der technischen Gestaltung her etwas völlig anderes, moderneres, ein wirklich außergewöhnliches wissenschaftliches Werk zur allgemeinen Entwicklung unserer Landeshauptstadt.

Ausgegangen ist die Idee dazu vom langjährigen Innungsmeister der Salzburger Baugewerbe und derzeitigen Vizepräsidenten der Salzburger Wirtschaftskammer, Dipl.-Ing. Augustin Heuberger, der den bauhistorisch interessierten Salzburgern die Entwicklung der Stadt Salzburg in übersichtlicher und bildhafter Form näherbringen wollte, wie es Bürgermeister Schaden in seinem Geleitwort ausdrückte. Es sollten nicht nur die historische Entwicklung der Stadt in ihrer Gesamtheit, sondern auch einzelne Bauteile und Ensembles einprägsam dargestellt werden. Das vorliegende Ergebnis zeigt, daß diese Absicht restlos gelungen ist.

Das liegt vor allem in der Verantwortung der Historiker im Archiv der Stadt Salzburg, Peter F. Kramml, Erich Marx und Thomas Weidenholzer, die eine Reihe von ebenso hochkarätigen Wissenschaftlern – insgesamt sind es 26, von denen auch nur einzelne hervorzuheben ungerne gegenüber den anderen ebenso Qualifizierten wäre – zur Mitarbeit gewinnen konnten. Dem hohen wissenschaftlichen Wert dieses neuen Salzburg-Atlas entspricht die äußere Form der graphischen Gestaltung, die in den bewährten Händen von Friedrich Pürstinger gelegen ist. Wichtig und besonders dankenswert auch die finanzielle Basis für dieses in dreijähriger Arbeit entstandene Großprojekt, die sich Stadt und Land Salzburg, die Landesinnung der Baugewerbe, der Raiffeisenverband Salzburg, die Stiegl-Brauerei, die Fine Paper SCA in Hallein, das ORF-Landesstudio Salzburg und die Salzburger Nachrichten geteilt haben. In Zeiten wie diesen, in denen für geisteswissenschaftliche Projekte oft Geld und Interesse fehlen, ein umso dankenswerteres Engagement.

Schon äußerlich hat man bei der Gestaltung des neuen Atlas-Werkes neue und damit praktische Wege bestritten. Das Werk liegt nicht in gebundener Form, sondern in einer überaus repräsentativen Mappe in losen Einlagen vor, die zumeist mehrere Seiten umfassen. Zum jeweiligen Thema wird nicht nur das entsprechende Kartenmaterial, sondern auch illustratives und qualitativvolles Abbildungsmaterial und ein zwar knapper, aber äußerst informativer Text geboten, der auch die dazugehörigen Quellen und die Literatur zu ergänzenden Studien umfaßt. Es ist wirklich eine Fülle von Informationen, die in diesen Darstellungen geboten wird, die Gestaltung der Karten ist ganz ausgezeichnet und auch für den Laien verständlich, wie sich überhaupt das Atlaswerk keineswegs ausschließlich an die Fachwelt wendet.

Die Thematik der Salzburger Entwicklung ist in fünf große Abschnitte eingeteilt: Die Entwicklung der Stadt Salzburg, die Stadtteile und ehemaligen Vororte, ausgewählte Gebäude und Haustypen, öffentliche und sonstige Einrichtungen sowie Handel, Gewerbe und Verkehr. Insgesamt umfaßt der neue Salzburg-Atlas 60 einzelne Blattkombinationen, in denen der spezifische Salz-

burger Weg von der Urgeschichte bis zur Gegenwart dokumentiert wird. Jedes einzelne Detail ist dabei vom entsprechenden Spezialisten aus den Kreisen der Historiker, Kunst- und Bauhistoriker, Archäologen, Techniker oder Raumplaner fachgerecht behandelt worden, die kaum eine Frage offengelassen und vielfach bisher gängige Ansichten einer Revision unterzogen haben.

Im ersten Teil finden sich zur Entwicklung der Stadt Salzburg so interessante Einlagen wie die Übersicht über die prähistorischen Fundstellen, die Stadt in römischer und in mittelalterlicher Zeit, Ansichten der Kommune aus dem Jahr 1565 oder zur Wolf-Dietrich-Zeit oder vom Ende des 18. Jahrhunderts ebenso wie Details zweier Stadtansichten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts oder das Guckkastenpanorama des Matthias Capeller von 1685/87. Weiter geht es von der Zeit der Franzosenkriege über den Vormärz bis zur auch für Salzburg wichtigen Gründerzeit; das Ende der Monarchie wird ebenso wie der Blick auf das Planen und Bauen in der Ersten Republik, bei den stadterweiternden Eingemeindungen oder bei den Projekten am Ende des 20. Jahrhunderts berücksichtigt, wobei zeitgeschichtlich interessant etwa ein US-Luftbild aus dem Jahr 1944 im Zusammenhang mit dem Bombenkrieg aufgenommen wurde.

Die zehn Beiträge des zweiten Teils – gegenüber 20 im ersten – illustrieren die Stadtteile und heute eingemeindeten Vororte von Nonntal über Aigen bis Liefering mit ihren besonderen Strukturen, die auch heute noch sichtbar sind. Die 12 Abteilungen mit ausgewählten Gebäuden und Haustypen sind nicht nur den markanten Denkmälern wie der Festung Hohensalzburg, der Residenz oder dem Schloß Mirabell gewidmet, sondern auch dem heute so stark diskutierten Hauptbahnhof, dem Gebäude des Café Bazar ebenso wie dem Kieselgebäude als Beispiel eines Fabrikbaus aus den frühen zwanziger Jahren, wobei auch der Ausblick auf die Moderne und die Problematik einer Verbindung zur besonderen Salzburger Tradition zu Wort kommt. In den elf Beilagen zu den öffentlichen Einrichtungen werden die frühen Klosteranlagen von St. Peter ebenso berücksichtigt wie der spätromanische Dom, der Almkanal als technisches Meisterwerk ebenso wie die Entwicklung Salzburgs im „Ständestaat“, in der NS-Zeit oder unter dem Vorzeichen des Wiederaufbaus nach 1945. Für den Themenbereich Handel, Gewerbe und Verkehr geben schließlich sieben Mappeneinlagen Auskunft über die Salzachbrücken und die städtischen Märkte, Gasthäuser und Brauereien zur Mozartzeit oder öffentliche Verkehrslinien, der Fremdenverkehr um 1900 wird ergänzt durch eine Untersuchung des Wirtschaftsstandorts Salzburg; sehr verdienstvoll auch ein Abschnitt über die berühmte Salzburger Baumeisterfamilie Cconi, deren Spuren sich ja so zahlreich nachweisen lassen.

Natürlich wird der eine oder andere Benützer finden, daß dieser oder jener Aspekt der Salzburger Stadtentwicklung nicht oder nur am Rande berührt worden ist, die Gestalter des Atlas haben sich aber auch vom Grundsatz Qualität vor Quantität leiten lassen. Man wird immer wieder interessante Aspekte finden, die sich vielleicht in der Zukunft einmal in einer Ergänzungsausgabe darstellen ließen. An eine Neuauflage des inzwischen völlig vergriffenen Werkes ist übrigens von seiten der Gesamtleitung nicht gedacht, da es sich bei dieser Publikation ja um eine – wie angekündigt – limitierte Ausgabe handelt. Freunde der modernen Medienwelt seien im übrigen darauf hingewiesen, daß es den Historischen Atlas der Stadt Salzburg in Auswahl auch auf der Homepage der Stadt Salzburg im Internet zu studieren gibt.

Ob es gut war, die Auflage des Salzburg-Atlas so niedrig zu halten, bleibe dahingestellt, er ist jedenfalls bereits jetzt zu einer geschätzten Sammlerrarität geworden. Eine Rarität stellt er zweifellos auch im wissenschaftlichen Sinn dar, der Informationswert kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Den drei Gesamtleitern und den vielen Mitarbeitern kann man nur ein großes Kompliment zum Gelingen dieses Werkes machen! Reinhard R. Heinisch

Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493), herausgegeben von Heinrich Koller und Paul-Joachim Heinig; CD-ROM-Ausgabe erarbeitet von Dieter Rübsamen, herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Mainz 1998.

Nach langen Jahren des Wartens hält die EDV nun auch in den Bereich der mittelalterlichen Regesten- und Quelleneditionen Einzug. Dieter Rübsamen ist es zu danken, dass nun die ersten 10 Hefte der neuen *Regesten Kaiser Friedrichs III.*, die von Heinrich Koller und Paul-Joachim Heinig in den Jahren 1982 bis 1996 publiziert wurden, auch in elektronischer Form, handlich

und platzsparend, vorliegen. Da in diese elektronische Regestensammlung auch die *Regesta chronologico-diplomatica Friderici III. Romanorum Imperatoris IV.* von Joseph Chmel aus den Jahren 1838/40 eingearbeitet wurden, sind nun alle (bis 1996 publizierten) Regesten Friedrichs III. (über 13.500 Nummern) vereinigt und können jederzeit gemeinsam konsultiert werden.

Neben den eigentlichen Regesten enthält diese CD-ROM auch die Einleitungsbeiträge aller dieser gedruckten Bände sowie ein sehr umfangreiches Register, das mit seinen über 27.000 Einträgen auf den von D. Rübsamen und P.-J. Heinig im Jahr 1992 erschienenen Registerband zu Chmels *Regesta Friderici* aufbaut und keine Wünsche offen lässt. Das sämtliche zitierte Literatur enthaltende und für Chmels Regesten z. T. sogar ergänzte Literaturverzeichnis von 1270 Titeln bildet den dritten und letzten Abschnitt dieser umfassenden Materialsammlung zur Geschichte Kaiser Friedrichs III.

Alle diese gerade angeführten Möglichkeiten waren bisher bereits – wenn auch etwas mühsamer – über die gedruckten Regesten sowie den eigenen Indexband zu den Chmel'schen Regesten gegeben. Was bietet nun diese CD-ROM mehr? Oder handelt es sich dabei nur um einen Verkaufsgag? Nein, sicher nicht! Der größte und entscheidende Vorteil der CD-ROM-Ausgabe liegt natürlich in den vielfältigen Abfrage- und Suchmöglichkeiten.

Herkömmliches bandweises Durchblättern wie bei gedruckten Ausgaben ist genauso möglich wie die Suche im Index, wo man mittels Links direkt zum Regest verzweigen kann. Wichtiger ist aber, dass man bereits am Titelbild eine „allgemeine Suche“ über sämtliche auf der CD-ROM befindliche Texte und Verzeichnisse beginnen kann, so dass man in wenigen Sekunden das Ergebnis in Kurzform aufgelistet bekommt. Durch Anklicken mit der PC-Maus kann man problemlos in die Volleinträge der Regesten verzweigen. In gleicher Weise ist auch die abgekürzt zitierte Literatur aus dem Literaturverzeichnis abrufbar. Über „Zurück“-Buttons verlässt man das jeweilige Fenster und kann neue Abfragen starten bzw. weitere Regesten durcharbeiten.

Neben dieser allgemeinen Volltextsuche erweist sich auch der so bezeichnete „Expertenmodus“ als eine sehr gute Sache, gerade für ganz konkrete Anfragen. Bei dieser Suchvariante stehen neben dem Volltextfeld noch zwei weitere Zusatzfelder, mit denen Einschränkungen auf bestimmte Eintragungen wie Datum, Regestennummer, Ausstellungsort, Überlieferungsart, Kanzleivermerke, Regestennachweise in anderen Regestenwerken, Literaturnachweise, Drucknachweise, Einträge im Hauptregister, im Kommentar und speziell im Volltext der Chmel'schen Regesten vorgenommen werden können. Mit diesen vielfältigen Möglichkeiten lässt sich auf jeden Eintrag sehr schnell und effizient zugreifen.

Natürlich kann jedes Suchergebnis sowohl als Ergebnisliste als auch in vollständiger Regestenform ausgedruckt werden. Ebenso ist der elektronische Export dieser Suchergebnisse als Textdatei jederzeit möglich, so dass diese Regesten auch in jede am Computer geschriebene wissenschaftliche Arbeit einfließen können.

Der einzige Schönheitsfehler, der mir bei meinen ersten Gehversuchen mit dieser CD-ROM aufgefallen ist, war die unterschiedliche Positionierung des „Zurück“-Buttons (mit diesem schließt man das jeweils aktive Fenster, um in die nächsthöhere Ebene zurückzukehren) in beinahe jedem Bildschirm-Fenster, so dass das Handling etwas gewöhnungsbedürftig war.

Alles in allem ist diese CD-ROM-Version der Regesten Friedrichs III. wirklich gelungen und schafft nun endlich einen großen Nachteil, der den gedruckten Bänden von Beginn an anhaftete – nämlich die Tatsache, dass die Regesten aus durchaus einsichtigen ökonomischen Gründen nur nach einzelnen Archivregionen bearbeitet werden konnten –, aus der Welt. Jetzt ist es mit Hilfe der EDV gelungen, die Fülle des Materials über diesen spätmittelalterlichen Kaiser in den Griff zu bekommen. Diese Art der Präsentation von umfangreichen Materialsammlungen ist hoffentlich ein Vorbild und Ansporn für weitere solche Unternehmungen. Hubert Schopf

Gemeinde Flachau (Hg.), *Chronik der Gemeinde Flachau. Die Bauerngemeinde im Strukturwandel vom Eisen- und Hammerwerk zum Fremdenverkehr*. Flachau 1999, 572 Seiten, zahlreiche Abbildungen, teilweise in Farbe.

Die äußerst umfangreiche Chronik, zurückgehend auf die Initiative des Verfassers Rupert Weitgasser, beschreibt in überaus übersichtlicher und vor allem „lesbarer“ Art und Weise die

te Erinnerungen mancher Zeugen werden dem Leser ebenso angeboten wie eine kritische Auseinandersetzung mancher Ereignisse. Diese unterschiedlichen Qualitäten der Berichte haben, indem sie eine Bandbreite abdecken, die weniger mit einer geschichtswissenschaftlichen Erzählweise zu tun haben, als vielmehr mit der reinen Authentizität des Erlebten und des Errinnerten, durchaus einen positiven Effekt. Indem sich der Autor als Kommentator zurückhält, gewinnen die Quellen umso mehr an Bedeutung.

Dies wird auch in der Heranziehung schriftlichen Quellenmaterials, nämlich der Gemeinderatsprotokolle, der Gemeinderatsakten, der Chronik des örtlichen Gendarmeriepostens, der Pfarrrakten und der Schulchroniken von Leogang und der zu Leogang gehörenden Ortschaft Hütten, deutlich. Leider sind keine Berichte aus etwaigen Printmedien angeführt.

Besonders hervorzuheben ist das ausgezeichnete und äußerst umfangreiche Bildmaterial, das – mit wenigen Ausnahmen – aus Privatbesitz stammt. Neben den Zeitzeugenberichten nimmt nämlich gerade die Berücksichtigung von Bildern in diesem Werk einen eigenen Stellenwert ein. Diese sind aufgrund einer überlegten Gestaltung nicht nur begleitend zum Text eingesetzt, sondern in ihrer Auswahl, in der bewußten, wiederholten Aneinanderreihung von Motiven bzw. durch die Hervorhebung von Details, für den Leser eine Einladung, als Betrachter in das dörfliche Leogang einzutauchen und an der „Normalität“ des nationalsozialistischen Alltags teilzunehmen. Zu diesem Punkt sind vor allem auch das Layout und die sehr schöne Gestaltung des Buches hervorzuheben.

Von besonderem Interesse sind jene Abschnitte des Werks, die die Leoganger Lokalgeschichte in besonderen betreffen: Hierzu gehört das – aufgrund seiner großen Besitzungen im Saalfeldener Raum – Bayerische Forstamt, das in den 30er Jahren, in einer Zeit hoher Arbeitslosigkeit, zumindest für manchen Leoganger ein sicherer Arbeitgeber war. Indem dadurch einigen Männern die Möglichkeit geboten wurde, sich im nahegelegenen Deutschen Reich gegen guten Lohn als Holzknechte zu verdingen, gewinnt die Erklärung für die Attraktivität des Nationalsozialismus in Leogang eine zusätzliche Bedeutung. Weiters stellt das im Mai 1939 bezogene Lager für den Reichsarbeitsdienst eine für den Oberpinzgauer Raum hervorzuhebende Eigenart dar. Gerade hier wird aufgrund der Zeitzeugenberichte die Einbindung der RAD-Frauen in die dörfliche Struktur einprägsam dargestellt.

Einen besonders glücklichen Umstand für die Qualität der Zeitzeugenberichte stellen die Aussagen des ehemaligen französischen Kriegsgefangenen François Duclercq dar. Dadurch war es Alois Schwaiger möglich, auch die Situation der zum Arbeitsdienst eingezogenen Kriegsgefangenen in Leogang – zumindest aus einer westeuropäischen Nation – darzustellen.

Alois Schwaigers Buch weckt Neugierde. Sein tragendes Thema ist der Menschen im Wechselspiel zwischen den großen aber auch kleinen Ereignissen seiner Zeit. Sein Buch könnte beispielgebend werden für einen möglichen Weg, sich der Zeit des Nationalsozialismus in jenem kleinen, ländlichen Raum anzunähern, ohne dabei trotz aller Behutsamkeit verwässernd und vertuschend zu wirken. Diese Art der Gratwanderung ist Alois Schwaiger in seinem Werk glänzend gelungen.

Bernhard Dengg

Günter Cerwinka, Ramsau am Dachstein, Bauern – Bibel – Berge, Ramsau am Dachstein 1999, 457 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 1 eingelegte Karte.

Als Rezensent muss man vorweg eine Feststellung treffen: Günter Cerwinkas Ramsau-Buch beruht auf Voraussetzungen, die in dieser Form kaum nochmals zusammentreffen werden. Der Autor verfügt als Leiter der Abteilung für Historische Landeskunde und vergleichende Regionalgeschichte an der Universität Graz über die fachliche Kompetenz in einem sehr profunden Sinn und er hat eine langjährige und intensive Bindung an Ort und Leute. Zu diesen ohnehin schon selten günstigen Voraussetzungen kommt noch, dass er mit der Fertigstellung des Buches unter keinem Zeitdruck stand. Dementsprechend konnte Cerwinka sein Buch 13 Jahre lang reifen lassen und diese Reife lässt sich das ganze Buch hindurch erkennen.

Die Kompetenz des Autors erlaubt es ihm, die naturwissenschaftliche Einleitung und den Abschnitt über die Ur- und Frühgeschichte selbst zu gestalten. Sie manifestiert sich auch darin, dass er verschiedene Möglichkeiten zur Erklärung des Ortsnamens nur referierend darstellt, ohne sich

auf eine bestimmte Deutung festzulegen. Die Beschreibung des mittelalterlichen Siedlungswerks nimmt breiten Raum ein, hauptsächlich deshalb, weil der Autor auf der Grundlage eines ausgedehnten Studiums der Quellen begrüßenswert deutlich ins Detail geht. Die landesfürstlichen Ambitionen im Ennstal während des 13. Jahrhunderts, Salzburgs Vorstoß nach Osten und die Gegenbewegung der Habsburger in Richtung Radstadt bis hin zur Festlegung der Mandling-Grenze 1297, beschreibt Cerwinka – so wie es die abgelegene Ramsau berührte – nur am Rande. Sein breiter Einstieg in das Alltagsleben der Bauern während der Frühen Neuzeit wird sicher in der Ramsau interessierte Leser finden. „Kirche und Konfessionen“ sind Cerwinka ein besonderes Anliegen und verdienen in ihrer Bandbreite zwischen Gegenreformation und Kryptoprottestantismus über die Ramsau hinaus Interesse. Dass der Abschnitt etwas „textreich“ und „bildarm“ ausfiel, lässt sich aus der Bedeutung, die der Autor dem Thema zumisst, verstehen, zumal auch hier die eng an den Quellen gearbeiteten Darstellungen einzelner Schicksale besonders anerkennend zu erwähnen sind. Das Thema dann gleich bis in die Gegenwart heraufzuziehen – mit wirklicher Toleranz ist weitgehend ohnehin erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu rechnen – ist eine methodisch sicher richtige Überlegung. Daran schließt sich die politische Entwicklung an, die ausreichend auch die Zeit von 1934 bis 1945 berücksichtigt. Der Wirtschaftsteil führt von „Gewerbe und Handwerk“ über die Anfänge der Sommerfrische bis zum Aufschwung des Tourismus nach 1945, der die Ramsau – ähnlich wie in Salzburg die Orte Flachau, Wagrain oder Saalbach – in wenigen Jahrzehnten von einem Bergbauerdorf zu einem Zentrum des Sommer- und vor allem des Wintertourismus verändert. Inhaltlich naheliegend folgt „Die Erschließung des Dachsteins“, die Friedrich Simony zwar von der oberösterreichischen Seite aus glückte, die mit der Eröffnung der Kletterrouten durch die Dachstein-Südwand allerdings auch für die Ramsau und die örtlichen Bergführer große Bedeutung erhielt. Ein eigener Abschnitt befasst sich dann mit dem bäuerlichen Leben im Kreislauf des Jahres, der vom Brauchtum über Tracht bis zur Bauernhausforschung reicht. Im Bereich der Kunst fasziniert vor allem der Beitrag „Künstler sehen die Ramsau“. Natürlich war die Landschaft am Südfuß des Dachsteins seit der Romantik vielfach Gegenstand künstlerischer Ambitionen, doch ist es ein interessanter Aspekt, die Sichtweise der Künstler zusammenfassend – und selbstverständlich reich gebildet – in einer Orts- geschichte zu präsentieren. Viele Beiträge erfahren eine Bereicherung durch die Methode der *oral history*. Über die Einarbeitung der Erzählungen in die Beiträge hinaus lässt Cerwinka seine Gewährsleute – gewissermaßen im Volltext – noch einmal in einem eigenen Kapitel zu Wort kommen. Mit einem Umfang von ca. 170 Seiten – und damit nahezu ein Drittel des Buches umfassend – schließen sich daran Hofchroniken an. Beinahe jedes Gehöft wird durch eine Abbildung, vielfach sogar durch zwei Abbildungen – eine aus der Vergangenheit, eine aus der Gegenwart – dokumentiert und mit einer Hofgeschichte versehen, die nahezu in allen Fällen deutlich über eine reine Besitzabfolge hinausreicht. Die Informationsdichte und der Arbeitsaufwand, die hier dahinter stehen, sind ein wesentlicher Teil jener Reife, die Cerwinka seinem Buch angeeignet hat lassen.

Die grafische Gestaltung des Buches entspricht seinem hohen inhaltlichen Niveau. Besonderheiten kann man ästimieren oder auch nicht. Dazu gehört, dass im zweispaltigen Satz der rechte Rand beider Druckspalten im Flattersatz stehen blieb. Merkwürdig wird diese grafische Besonderheit dann, wenn die beiden Druckspalten nicht durch den üblichen Trennungsstrich, sondern durch eine Grafik getrennt werden, wobei dann die rechte Druckspalte, die an ihrem rechten Rand ohnehin den üblichen Flattersatz aufweist, mit ihrem linken Rand ähnlich „flatternd“ die Umriss der Grafik aufnimmt, wodurch ein leicht „nervöses“ Druckbild entsteht. Die Fußnoten vermerkt man dankbar, mit der Größe ihrer Ziffern (5 Punkt?) werden auch Leute mit guten Augen Probleme haben. Die Lokalisierung von Goldegg ist (aus dem Beitrag des gleichen Autors im Schladming-Buch?) als „im Pinzgau“ stehen geblieben (S. 38, Anm. 32).

Als Leiter des Arbeitskreises für Landesgeschichte sehe ich mich oft mit der Frage nach vorbildhaften Ortschroniken konfrontiert. Hier kann man Günter Cerwinkas Ramsau-Buch sicher vorbehaltlos empfehlen. Das gilt vor allem für jene kleinen Orte, deren Geschichte dadurch bestimmt ist, dass Jahrhunderte hindurch „nichts geschah“. Das glückliche Zusammentreffen mehrerer Faktoren, wie sie eingangs beschrieben wurden, wird sich freilich so schnell nicht noch einmal wiederholen.

Fritz Koller

Josef Irrnberger, Ewald Hiebl und Thomas Hellmuth (Hg.), *Scheffau am Tennengebirge. Natur, Geschichte, Kultur*. Scheffau a. T. 1999, 440 Seiten mit zahlreichen Farb- und S/W-Abbildungen.

„Die Einschätzung, Scheffau am Tennengebirge könnte diejenige unter allen dreizehn Gemeinden des politischen Bezirkes Hallein (Tennengau) sein, über die seit vielen Jahrzehnten am wenigsten berichtet wird, dürfte im Großen und Ganzen einer Nachprüfung standhalten. Dabei ist Scheffau unter den Gemeinden dieses Bezirkes weder die kleinste noch die abgeschiedenste. Den Hauptsiedlungsraum trennt vom Südteil des Salzburger Beckens eher ein kurzes, gut ausgebautes Straßenstück ohne nennenswerte Steigung. Hinsichtlich der Einwohnerzahl (1.257 nach der Volkszählung 1991, 1.358 im Juli 1999) ist Scheffau die drittkleinste, der Flächenausdehnung nach (6.964,37 ha) aber die drittgrößte Gemeinde im Bezirk“ (S. 11). Der Geograf *Guido Müller* bringt mit diesen pointiert formulierten Zeilen bereits die Absicht der Herausgeber und der Autoren/innen zielgenau auf den Punkt: den Ort Scheffau mit seiner durchaus interessanten Geschichte und seinen landschaftlichen Schönheiten – es sei hier nur an das seit dem späten 19. Jahrhundert erschlossene Ausflugsziel Lammeröfen erinnert – nicht bloß im Blickpunkt der Dorfbewohner, sondern auch der „restlichen“ Salzburger intensiver zu verankern.

Das vorliegende Buch beinhaltet nun Artikel zum Naturraum, zur Geschichte und zur Kultur sowie eine umfassende Höfe- und Häuserchronik, in der die Besitzer der ältesten Scheffauer Anwesen bis ins Mittelalter zurückverfolgt werden. Vor allem der letztgenannte akribisch gearbeitete Artikel des Archivars *Hubert Schopf* ist nicht nur ein Nachschlagebehelf für die lokalen Gelegenheiten, sondern schildert darüber hinaus die Geschichte des jeweiligen Hofes und gibt auch einen Impuls für die wissenschaftliche Hofforschung (S. 371 ff.).

Guido Müller untersucht im Einleitungsbeitrag die Verbindung von Natur, Landschaft und Mensch, steckt die Grenzen der „Scheffau“ ab und erörtert auch kompetent wichtige Fragen nach Naturraum und Flächennutzung sowie zur aufkommenden Bedeutung von Tourismus und Alpinismus. Bevor der Historiker *Heinz Dopsch* die historische Betrachtung aufnimmt, werden noch die Höhlen und die im Gemeindegebiet auffindbaren Felsritzzeichnungen – sicherlich eine Besonderheit – kurz vorgestellt. *Dopsch*, der erneut eine Benachteiligung Scheffaus konstatiert, neben der ungünstigen Verkehrslage auch besonders raue klimatische Verhältnisse (S. 47), klärt zunächst den Namen Scheffau, den er „ohne Zweifel auf die Flößerei zurück[führt]“ (S. 49). Nachdem Erzbischof Konrad I. 1124 das fruchtbare Becken von Abtenau mit den umliegenden Wäldern an die Mönche von St. Peter übertragen hatte, übergab er – gewissermaßen als Ausgleich – sechs Jahre später das untere Lammertal mit dem Gebiet von Scheffau an das Salzburger Domkapitel (vgl. den Text dieser ins moderne Deutsch übersetzten lateinischen Urkunde S. 57). Die dadurch begründete Grundherrschaft (beeindruckend die vom Autor und von Hubert Schopf entworfene Karte zu den grundherrschaftlichen Verhältnissen gegen Ende des 14. Jahrhunderts, S. 66/67) endete auch in diesem Gebiet erst mit dem Jahr 1848, d. h. das Salzburger Domkapitel konnte mehr als sieben Jahrhunderte seinen Einfluss geltend machen. Ein Streit zwischen den erwähnten Nachbarn St. Peter und dem Domkapitel um die exakte Grenzziehung führte auch zur ersten Nennung Scheffaus in den Jahren 1249/50.

Die junge Historikerin *Birgit Wiedl* weist zu Recht daraufhin, dass ein kontinuierliches Verfolgen der Dorfgeschichte nicht möglich ist, da die entsprechenden archivalischen Unterlagen fehlen. Obwohl sie lediglich „schlaglichtartig“ das Leben der Dorfbewohner beschreiben kann, entwirft sie ein facettenreiches Bild über das so charakterisierte „wilde thall“ (S. 83). Neben der Landwirtschaft, der Grundherrschaft, der Erhaltung der zu Nachbarschaftskonflikten führenden Wege und Stege am Fluss Lammer, neben Glaube und Aberglaube, Armut und Krankheit steht auch der Wald im Mittelpunkt der Darstellung, der den Bauern eine Lebensgrundlage bot, aber auch eine ständige Bedrohung bedeutete. In diesem Zusammenhang sei auf den spannenden Artikel des Universitätshistorikers *Hanns Haas* verwiesen, der u. a. den Jahrhunderte andauernden Streit der „Großen“ – Domkapitel und Staat – schildert.

Der Beitrag „Die vergessene Welt und das erfundene Paradies“ (S. 109 ff.) – so der phantastische Titel des Autors *Thomas Hellmuth* – schildert die Probleme der Dorfbewohner im 19. Jahrhundert, die ihr karges Auskommen trotz bescheidener Innovationsschübe auch weiterhin in der Landwirtschaft suchen mussten. Die Rinder- und die unkomplizierte Schafzucht spielten eine größere Rolle, und die Viehbestände nahmen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

kontinuierlich zu. Dennoch behinderte die Subsistenzwirtschaft, die hauptsächlich für den Eigenbedarf produzierte, die durchgreifende Modernisierung der Viehwirtschaft. Vielleicht hätte das im Jahr 1895 geplante, jedoch nicht realisierte Projekt einer „Gosaubahn“, die durch das Gemeindegebiet geführt hätte, eine Änderung für Scheffau bedeutet? (S. 123 f.)

Der Mitherausgeber *Ewald Hiebl* zieht für die Erörterung der Ereignisse seit 1918 eine Zwischenbilanz, da vor allem der jüngste Teil der Ortsgeschichte noch lange besprochen werden wird. Ein Grundcharakteristikum der Geschichte Scheffaus im 20. Jahrhundert sieht Hiebl in der Lage zwischen den beiden Märkten Golling und Abtenau, „abseits von den wichtigen Verkehrslinien wie Eisenbahn oder Autobahn, kaum berührt vom Fremdenverkehr, ohne nennenswerte Industriebetriebe“ (S. 133). Die in der Zwischenkriegszeit noch eindeutig christlichsozial dominierte Gemeinde nahm erst mit dem Nationalsozialismus gezwungenermaßen Anteil an der Weltpolitik. Dennoch lässt sich auch in Scheffau die übliche Begeisterung für Hitler, zu dessen Auftritten die Dorfbewohner nach Salzburg und Hallein fuhren, und seine Gesinnung konstatieren. Der Verfasser behandelt die Zeit des Nationalsozialismus behutsam, ohne jedoch zu beschönigen. Zu Recht kritisiert er jedoch das schnelle Vergessen-Wollen dieser Jahre am Beginn des Wiederaufbaus (S. 155).

Weitere Beiträge schildern das Leben auf dem Land („ein Stück Geschichte“ der älteren Generation in faszinierender und einfühlsamer Weise erzählt von *Barbara Waß*, S. 219 ff.), zeigen Scheffau in alten Bildern oder behandeln Brauchtum (*Elisabeth Rainer*) bzw. Trachten, Bauernhäuser und Kleindenkmäler in Scheffau (*Monika Gaurek*).

Wenig Begeisterung hingegen kann der Rezensent den Beiträgen über „Wild, Jagd und Fischerei“ bzw. über die Entwicklung des Schulwesens abgewinnen. Die Verfasser ignorieren die vorhandenen Archivalien und auch die leicht zugängliche Literatur, die das Niveau dieser Artikel doch deutlich gehoben hätten. Außerdem stellt sich die berechtigte Frage, ob es tatsächlich notwendig war, den sicherlich nicht für eine Veröffentlichung bestimmten, sehr persönlich und anrührend gehaltenen Brief eines verurteilten Wilderers zu publizieren (S. 214). Obwohl der Straftat inzwischen zugänglich ist, erinnert diese Vorgangsweise doch an reißerischen journalistischen Stil.

Den Beweis, dass Kirchen- und Kunstgeschichte durchaus spannend dargeboten werden können, erbringen die Kunsthistorikerin *Roswitha Preiß* und der Kirchenhistoriker *Franz Ortner*. Die Autorin liefert z. B. die genau recherchierten Ausführungen über den gotischen Flügelaltar, der heute im Chor der Nonnberger Stiftskirche steht, oder eine Würdigung der gotischen Glasfenster (sehr schön farblich reproduziert auf den Seiten 268/269). Ortner hingegen klärt die durchaus schwierig zu beantwortende Frage nach den Kirchenpatronen – die heiligen Rudolf und Ulrich – und fragt nach geheimnisvollen Gräbern und ihren Grabplatten sowie nach der daraus resultierenden Legendenbildung (S. 241–246).

Der Kauf der mit vielen seltenen Bilddokumenten versehenen und liebevoll gestalteten Chronik, die auch in fast allen Bereichen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, kann trotz der marginalen Kritikpunkte nur empfohlen werden. Sicherlich ein Gewinn für jede Hausbibliothek!

Alfred Stefan Weiß

Bernhard Iglhauser u. Rudolf Winkler, Thalgau. In alten Ansichten und Chroniken, Band I 1870–1930. Thalgau o. J., 168 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Der bekannte Salzburger Pomologe Bernhard Iglhauser und der Historiker Rudolf Winkler haben in Erinnerung an die Thalgaue Honoratioren, Oberlehrer Leonhard Müller und den Unternehmer Nicolaus Gaertner, den ersten Band der Trilogie „Thalgau – in alten Ansichten und Chroniken“ als „Momentaufnahmen des Dorfes Thalgau um die Jahrhundertwende im Zeitraum 1870–1930“ herausgegeben. Ausgangspunkt war die Überlegung, daß die 1976 erschienene Ortschronik von Thalgau aus der Feder von Karl Haas diese jüngere Zeit nicht ausreichend berücksichtigt. Der vorliegende erste Band umfaßt den Zeitraum 1870 bis 1900, ein zweiter Band soll bis 1930 fortsetzen, ein dritter Band eine Dokumentation zur Hausgeschichte entlang der „alten Dorfstraße“ beisteuern.

Das Konzept des Buches läßt sich am besten als chronologischer Bildband definieren. Für jedes Jahr im Berichtszeitraum werden mehrere Ereignisse herausgegriffen, mit einem Text im Umfang von ca. einer Seite und insbesondere mit einer entsprechenden historischen Fotografie dokumentiert. Neben wichtigen Ereignissen, wie z. B. der Eröffnung des Abschnittes Salzburg–Mondsee der Ischlerbahn 1891, sind es vor allem Fotos von Personengruppen und Landschaftsaufnahmen, die ein recht plastisches Bild des Dorfes Thalgau gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwerfen. Daß dabei immer wieder Nicolaus Gaertner als „Feuergeist der Jahrhundertwende“ in den Mittelpunkt rückt, hängt mit der Präferenz für ihn von seiten Bernhard Iglhausers zusammen, aus dessen Bildarchiv die meisten Abbildungen stammen.

Das Konzept verdient durchaus Interesse. Einen Ersatz für das Fehlen dieses Zeitabschnittes in der älteren Thalgauser Chronik kann das Buch selbstverständlich nicht bieten. Auch mit Hilfe der besten Fotos lassen sich im Wege kurzer Bildtexte die vielfältigen Verflechtungen der gesellschaftlichen Veränderungen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert nicht beschreiben. Dazu kommt auch noch der eine oder andere Denkanstoß, der zumindest zu diskutieren wäre: So wäre zu fragen, von welchen „berühmten Historikern ... die Epoche zwischen 1870 und 1930 als das ‚Goldene Zeitalter‘ der Gemeinden“ bezeichnet wird (S. 5). Eine Zeitspanne, die – trotz aller Prosperität vor dem Ersten Weltkrieg – in den Landgemeinden überwiegend von dürftiger Finanzgebarung und dementsprechend großer Unwilligkeit u. a. zu sozialen Leistungen, später von Rationierung der Lebensmittel, von Notgeld, Inflation und Arbeitslosigkeit geprägt wurde, mit einem Begriff wie „Goldenes Zeitalter“ zu belegen, erscheint doch zumindest bemerkenswert. Möglicherweise hat sich hier die Vorstellung verselbständigt, daß jene Epoche, die in etwa mit den Lebensdaten des bewunderten Nicolaus Gaertner (1848–1913) zusammenfällt, eine solch euphorische Bezeichnung verdient. Auch den Beginn der „wahren Dorfgeschichte Thalgaus“ mit 1848 festzulegen, weil in diesem Jahr in Thalgau eine Filiale der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft gegründet wurde, verrät eine überproportionale Bewertung von naturwissenschaftlich-agrarökonomischen Kriterien (S. 8). Legt man historische zugrunde, so handelt es sich bei Thalgau – der Gau-Name weist bereits darauf hin – um den Mittelpunkt einer Region, die sich schon im frühen Mittelalter als solche dokumentieren läßt, und einer Altpfarre, die bis in die Neuzeit auch das Aberseeland umfaßte. Dementsprechend früh sind die Anfänge des Dorfes Thalgau zu bestimmen. Sollte sich die oben zitierte Aussage jedoch auf die Errichtung der politischen Gemeinde Thalgau beziehen, so hat sich dieselbe erst am 30. Juni 1850 konstituiert (SLA, LRA 1850/59 XIX A 10).

Trotz der genannten Einwendungen verdienen das Buch und sein Konzept eine entschieden positive Beurteilung. Vor allem ist das Verdienst der Autoren hervorzuheben, daß sie die von ihnen gesammelten wertvollen alten Bilddokumente einer größeren Öffentlichkeit zugänglich machen. Die geplanten drei Bände können zwar die Erarbeitung einer Ortschronik nicht ersetzen, werden jedoch in ihrer gefälligen Aufmachung zweifellos eine hohe Akzeptanz in Käufer- und Sammlerkreisen finden.

Fritz Koller

Fritz Koller, Das Inventarbuch der Landesgalerie Salzburg 1942 bis 1944 (= Schriftenreihe des Salzburger Landesarchivs 12). Salzburg 2000, 557 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Als 1998 Egon Schieles Porträt „Vally von Krumau“, das von der Sammlung Leopold für eine Ausstellung in die USA verliehen worden war, in New York beschlagnahmt wurde, war dies der Startschuss für eine umfassende Debatte über die Beutekunst der Nationalsozialisten und den Umgang damit in der Nachkriegszeit bis heute. Das Bild Schieles war ehemals in der Landesgalerie Salzburg geblieben (Inventarnummer 573). Das Land Salzburg reagierte sofort und beschloss nun nicht mehr einen einzelnen Anlassfall zu behandeln, sondern grundsätzlich zu untersuchen, ob in den öffentlichen Sammlungen noch Objekte der Beutekunst stecken. Vor allem mussten die Kunstkäufe von Friedrich Welz untersucht werden, der privater Kunsthändler, Beauftragter für Kunstankäufe für das „Gästehaus des Führers“, Schloss Kleßheim, und gleichzeitig Beauftragter und später Leiter der Landesgalerie gewesen war, die am 13. Februar 1942 von Gauleiter Gustav A. Scheel offiziell gegründet wurde. Der Aufbau hatte bereits ab Herbst 1940 begonnen.

Der Landesarchivar Fritz Koller hat nun „Das Inventarbuch der Landesgalerie Salzburg 1942 bis 1944“ herausgegeben, umfangreich dokumentiert und kommentiert. Den Kern der Bestände bilden 488 Kunstobjekte, darunter 459 Bilder und 29 Plastiken. Das Interesse des Forschers gilt vor allem jenen 174 Kunstgegenständen, die heute noch in Salzburg sind. Zu den Sammlungen der Landesgalerie zählten zudem etwa 160 Einrichtungsgegenstände, Stilmöbel, Teppiche, Tapiserien, Reproduktionen von Zeichnungen zu Studienzwecken und kunsthistorische Bücher. Die Landesgalerie befand sich im Haus Schwarzstraße Nr. 7 (heute Nr. 15), die Verwaltung war zu erst in der Residenz, dann in der von den Nationalsozialisten beschlagnahmten Abtei St. Peter. Am 1. Juni 1944 wurde die Landesgalerie Teil des Zweckverbandes „Salzburger Museum“. Die Landesgalerie war die öffentliche Kunstsammlung des Reichsgaues Salzburg und ist nicht zu verwechseln mit der öffentlichen Sammlung der Salzburger Residenzgalerie des Landes Salzburg und mit der privaten Galerie Welz, wengleich die Fäden sich vielfach kreuzen. Friedrich Welz war Beauftragter für den Aufbau der Landesgalerie von 1940 bis 1942 und ihr Leiter 1942 bis 1944.

Die Leistung Kollers ist beeindruckend, nicht nur wegen der peniblen Dokumentation der Inventarlisten, der auch fotografischen Auflistung der Gemälde und Zeichnungen und der Statistiken über Eingangs-, Schätz- und Verkaufswerte, sondern vor allem wegen seines Kommentars, der sachlich ist, richtig gewichtet und gleichzeitig ein Zeitporträt liefert. Auch ein Porträt des Kunsthändlers Friedrich Welz, der 1934 als Geschäftsführer und 1937 als Eigentümer das Rahmen- und Vergoldergeschäft des Vaters in der Sigmund-Haffner-Gasse 16 in Salzburg übernahm. Er forcierte den Kunsthandel und bald war das Unternehmen als „Galerie Welz“ bekannt. Friedrich Welz sah nach dem „Anschluss“ 1938 für sich die Möglichkeit, mit den neuen Machthabern ins große Geschäft zu kommen. Er versuchte zu suggerieren, dass er schon seit 1922 ein Sympathisant des Nationalsozialismus gewesen sei. Doch in einem Bericht des Sicherheitsdienstes der SS, Hauptaußenstelle Salzburg, vom 15. Jänner 1942 heißt es: „Welz ist in erster Linie Geschäftsmann, der in politischer Hinsicht als Konjunkturritter zu bezeichnen ist, der es immer verstanden hat, sich jeweils dem bestehenden System anzuschließen, um sich so für sein Geschäft Vorteile zu sichern. Es gelang ihm daher auch, sich vom Inhaber eines Rahmengeschäftes zum Kunstsachverständigen des Gaues Salzburg emporzuarbeiten.“

Fritz Koller meint: „Unbeirrt vom Wechsel der politischen Herrschaft verfolgte Welz sein Leben lang zwei Ziele: Den Gewinn von Prestige und geschäftlichem Erfolg, beides vor dem Hintergrund von Kunst und Kunsthandel. Ebenso unbeirrt von Veränderungen oder seinem fortschreitenden Lebensalter strebte er diese Ziele immer wieder auf dem gleichen Weg an: der Bekleidung einer öffentlichen Funktion des Kulturlebens.“ Koller zitiert eine offenbarende Selbsteinschätzung von Friedrich Welz, der ja nicht nur Freunde, sondern auch Gegner hatte. Welz schrieb zu den Angriffen gegen ihn: „Vielleicht ist daran die Verquickung von öffentlicher Sammelstätigkeit und Händlerschaft schuld. Ich bin meinerseits glücklich, dass ich diese beiden Eigenschaften vereinen kann, weil sie mir erst die Möglichkeit bot, Frucht bringend etwas aufzubauen, wozu sonst in Salzburg kein Mensch in der Lage gewesen wäre.“

„Frucht bringend“ waren also seine Reisen nach Paris, bei denen er nicht nur als offizieller Käufer, sondern gleichzeitig als Kunsterwerber für seine private Galerie auftrat. Als Galerist war „Frucht bringend“ auch die Arisierung und Übernahme der Galerie Würthle in Wien, der Erwerb der Kunstsammlung des jüdischen Arztes Heinrich Rieger und der Villa Steinreich in St. Gilgen, die prall mit den Kunsterwerbungen Welz' ausgestattet wurde. 1942 inventarisierte Welz 288 Bilder und 24 Plastiken, die er bei fünf Parisfahrten für die Landesgalerie eingekauft hatte. Für 308 Objekte ist der Kauf bei 42 namentlich bekannten Kunsthändlern dokumentiert. Für die Landesgalerie kaufte Welz ausschließlich auf Rechnung. Die Bedenklichkeit dieser Käufe beginnt nicht mit dem Ankauf, sondern liegt davor. Fritz Koller: „Das Spektrum der Herkunft der Kunstwerke, die den Pariser Markt überschwemmten, reichte von zwangfreiem Verkauf vor 1939 bis zu den Objekten aus Enteignungen, bei denen die Kommandos der deutschen Besatzer und die Agenten der französischen Vichy-Regierung einander zu übertreffen versuchten. Enteignet wurden die Sammlungen von Emigranten oder politisch verfolgten Franzosen, gleichgültig, ob sie einem christlichen oder dem mosaïschen Bekenntnis angehörten.“ Rund 850.000 Reichsmark gab Welz in Paris aus, davon 770.000 Reichsmark für Ankäufe, den Rest für seine Unkosen. Anders war es mit den Ankäufen für die Landesregierung nach dem

13. Februar 1942, denn da trat Welz gemäß einer Vereinbarung mit seinen privaten Galerien in Salzburg und Wien offiziell als Zwischenhändler auf, wofür er eine Provision von 10 Prozent zusätzlich Spesen erhalten sollte.

Der Autor geht dem Schicksal einzelner Bilder nach, um schließlich die Summa zu ziehen: „Bedenklichkeit ist bei allen Erwerbungen vorauszusetzen, die über Friedrich Welz oder seine Galerien in Salzburg und Wien an die Landesgalerie gelangten, sofern sich das Gegenteil nicht erweisen oder wenigstens plausibel machen lässt.“ Fritz Koller dokumentiert auch das Schicksal der Sammlung nach 1945. Auch das leidenschaftslos, ohne Verschwörungstheorien, er erliegt nicht der Versuchung, die Geschehnisse unter vorgefassten Blickwinkel zu reihen.

Theodor Brückler, Experte des Bundesdenkmalamtes, hat „Zum Problem der Restitution von Kunstschätzen nach 1945“ in der niederösterreichischen Zeitschrift für Landeskunde verlangt, bei den Untersuchungen über Beutegüter trotz aller Emotion dem Grundprinzip historischer Methodik zu folgen: „An erster Stelle stehen gründliche und grundlegende Erforschung und penible Auswertung der Quellen und erst an letzter Stelle das Urteil oder die Verurteilung.“ Dieser Forderung entspricht die Arbeit des Salzburger Landesarchivars, die damit die Unterlage ist für die weitere Vorgangsweise. Das zeigte sich auch in der Zusammenarbeit mit den Pariser zentralen Forschungsstätten, denen Koller eine Zusammenstellung jener 19 Bilder französischer Provenienz übergab, die sich gegenwärtig noch in Salzburg befinden. Karl Heinz Ritschel

Gerald Breitfuss, Die Pinzgauer Lokalbahn. Eine Schmalspurbahn erschließt den Oberpinzgau zwischen Zell am See und Krimml. Wien 1998, 8 + 168 Seiten, zahlreiche Abbildungen (erhältlich beim Verleger: Club 760 – Verein der Freunde der Murtalbahn, A-8850 Murau, Postfach 51).

Georg Rigele, Die Großglockner-Hochalpenstraße. Zur Geschichte eines österreichischen Monuments. WUV-Universitätsverlag, Wien 1998, 460 Seiten 108 Abbildungen.

Mit diesen Monographien liegen zwei in mehrfacher Hinsicht höchst unterschiedliche Bücher zum Thema Verkehr bzw. regional über den Pinzgau vor.

Die am 2. Jänner 1898 eröffnete schmalspurige Lokalbahn zwischen Zell am See und Krimml war immer wieder ein wirtschaftliches Sorgenkind. Wenn Landeshauptmann Stellvertreter Arno Gasteiger im Geleitwort schreibt, die Erhaltung der Bahn sei für die nächsten Jahrzehnte gesichert, so steht das in deutlichem Gegensatz zur aktuellen Diskussion (Frühjahr 2000).

Österreichs Parade-Bergstraße, die seit Mitte der 1930er Jahre die Bundesländer Kärnten und Salzburg verbindet und von der die Salzburger Gemeinden Bruck und Fusch nicht allein durch den Zusatz „an der Großglocknerstraße“ geprägt sind, erscheint zwar wirtschaftlich nicht gefährdet, aber gegenwärtig hat auch sie im Zusammenhang mit der Verkaufsabsicht des Bundes, der Mehrheitseigentümer der Aktiengesellschaft ist, bei den beiden Bundesländern dringenden Handlungsbedarf ausgelöst.

Beide Verkehrswege haben auch aus der Sicht des Nationalparks Hohe Tauern große Bedeutung: die Bahn als Zubringer zu den nördlichen Tauerntälern, die Straße als Weg, der gewissermaßen durch das Herzstück des Nationalparks führt und dabei ein faszinierendes Höhenprofil erleben läßt.

Das im Verlag des „Club 760“ erschienene Werk von Breitfuss bleibt der Tradition zahlreicher Bahn-Monographien treu und wendet sich primär an den großen Kreis der Eisenbahnliebhaber. Auf insgesamt 176 Seiten, von denen ein beträchtlicher Teil auf Dokumentarfotos, Pläne und Auflistungen entfällt, läßt sich keine umfassende Darstellung der Bahn und ihrer hundertjährigen Geschichte unterbringen. Der Inhalt richtet sich zunächst nach dem geschichtlichen Ablauf, dann folgen Kapitel über die Fahrbetriebsmittel, die Bahnerhaltung, die Bahnhöfe und Haltestellen sowie schließlich die Anschlußbahnen.

Es gibt auch viele Monographien über österreichische Bergstraßen, namentlich über die von Rigele behandelte Großglockner-Hochalpenstraße. Diesen Büchern liegt kein Standardkonzept zugrunde und je nach Zugang (z. B. als Techniker oder Historiker) sind die Themenschwerpunkte recht unterschiedlich. Rigele konnte es bei der Fülle an Literatur über die Großglockner-Hochalpenstraße nicht um eine aktualisierte Gesamtdarstellung gehen; er hat die Straße

ganz bewußt in den Zusammenhang der österreichischen Geschichte der Zwischenkriegszeit gestellt. Dazu waren umfangreiche Quellenstudien notwendig. Vorläufer von Rigeles Buch ist seine im Jahr 1993 an der Universität Wien eingereichte Dissertation „Die Großglockner-Hochalpenstraße und die Wiener Höhenstraße“. Damit hatte sich der Autor eine breite Basis geschaffen, die seinem vorliegenden Buch sehr zugute kommt. Die zwei wichtigsten Akteure bei diesem Straßenbau, der Techniker Franz Wallack und der Politiker Franz Rehr, werden vom Autor treffend charakterisiert. Rigeles Buch mit den großen Kapiteln „Die Großglockner-Hochalpenstraße und die große Krise“, „Sozialpolitik und Arbeitsbeschaffung“, „Großglockner-Hochalpenstraße und Fremdenverkehr“ sowie „Landschaftsbildung, Naturschutz und Politik“ hat Gewicht. Es ist ein bestens dokumentiertes Werk mit insgesamt 1095 Anmerkungen, einem umfangreichen Literaturverzeichnis sowie einem Personen- und einem Straßenindex.

Der Techniker Breitfuss geht wie bereits erwähnt, ganz andere Wege. Er dokumentiert ebenfalls gründlich, doch dabei geht es primär um eisenbahntechnische und -organisatorische Fragen, um Listen von Triebfahrzeugen, Personenwagen etc., um Pläne und aussagekräftige Dokumentarfotos. Seine mit viel Liebe, Fleiß und Sachkenntnis erstellte Publikation ist in ihrer Art ein wichtiger Baustein unter den Bahn-Monographien. Für die weiteren noch zu erwartenden bzw. wünschenswerten Gemeindechroniken des Oberpinzgaus wird die Arbeit von Breitfuss eine wichtige Quelle sein. Doch wäre die Annahme falsch, alle wesentlichen Fragen im Zusammenhang mit der Verkehrserschließung des Oberpinzgaus könnten hier nachgelesen werden. Beispielsweise sind fast keine Angaben über die Benützer der Bahn zu finden, auch die Konkurrenz Bahn-Bus-Individualverkehr, die Erreichbarkeit der einzelnen Orte mit der Bahn sind kaum thematisiert. Dies soll als Feststellung und nicht als Kritik verstanden werden.

Die Ausführlichkeit der Darstellung von Rigele kann für den Leser, der wenig Muße hat, gelegentlich zum Problem werden. Das Buch des Historikers läßt aber auch erahnen, was das Thema Pinzgauer Lokalbahn noch alles hergeben könnte und was darüber noch nicht geschrieben worden ist. Umgekehrt ist es für Rigele kein Problem, auf technische Fragen und Details im Zusammenhang mit der Großglockner-Hochalpenstraße nicht näher einzugehen, denn dazu liegt ohnehin schon eine Fülle an Arbeiten vor.

Den beiden Autoren Breitfuss und Rigele ist sehr zu danken, daß sie – jeder auf seine Art – die Salzburg-Literatur um zwei gründliche und wertvolle Werke bereichert haben.

Guido Müller

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 2000

Band/Volume: [140](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 421-440](#)